

# Das Kind beim Namen nennen?

## Rassismussensible Sprache in der Bildungsarbeit

**„Sagt man ‚jüdischer Mitbürger‘ oder ‚Mensch mit einem jüdischen Glaubenshintergrund‘? Und wie ist es mit schwarzen Menschen?“ Im Zeitalter der political correctness sind Pädagoginnen und Pädagogen zunehmend beim Sprachgebrauch verunsichert. Die Debatte zwischen Verfechtern und Gegnern der political correctness wird längst nicht nur im akademischen Milieu geführt. In den Medien, im Netz, in der Politik und auch in pädagogischen Diskursen wird hochemotional und oft sehr persönlich über Erlaubtes und Nichterlaubtes gestritten. Worum geht es im Streit um sich stets verändernde Sprache? Um die Grenze zwischen privat und öffentlich, Absicht und Wirkung, zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung. Wie können Pädagogen eine eigene Haltung in dieser Debatte entwickeln? Einige Überlegungen dazu.** von Meron Mendel

Lassen Sie sich auf ein kleines Experiment ein. Stellen Sie sich vor, Sie stehen vor Ihrer Wohnungstür und sagen einem Freund: „Ich geh mal eben Tomaten holen von dem Braunhaarigen“. Was fällt Ihnen auf? Hört sich der Satz irgendwie komisch an? Versuchen wir es mit dem Satz: „Banker können gut singen.“ Auch hier ergibt sich vielleicht kein Sinn für Sie. Man kann vermuten, dass dieser Satz aus dem Kontext gerissen ist.

Jetzt versuchen wir eine zweite Variante: „Ich geh mal eben noch Tomaten holen vom Türken“. Hört sich der Satz für Sie jetzt logischer an? Wenn ja, warum? Ist die Beschreibung „Türke“ in diesem Kontext relevanter als die Beschreibung „Braunhaariger“? Eigentlich nicht, weder die Haarfarbe noch die territoriale Bezeichnung der Familienherkunft einer Person steht im Zusammenhang mit dem Beruf Gemüseverkäufer.

Schauen wir auf das zweite Beispiel mit den Bankern. Ist der Satz „Schwarze können gut tanzen“ besser nachvollziehbar? Auch hier muss man die Frage mit nein beantworten. Weder die Zuordnung zur Berufsgruppe (Banker) noch die versuchte Zuordnung zu einer Hautfarbe (Schwarze) trifft eine Aussage über menschliche Eigenschaften (singen, tanzen). Trotzdem sind wir es gewöhnt,

Türken mit dem Gemüsehandel und Schwarze mit Tanzen zu assoziieren.

Was lernen wir aus unserem kleinen Experiment? Das erste Beispiel demonstriert, dass in unserer Sprache die vermeintliche kulturelle Zugehörigkeit über Herkunft eine übergeordnete Rolle über andere Identitätsmerkmale einnimmt. Dahinter steht die Annahme, dass die ethnisch-nationale Kultur sämtliche Handlungen, Sichtweisen, Beziehungen und Vorstellungen der Angehörigen dieser Kultur festlegen (vgl. Sarma 2012). Diese Annahme gilt „natürlich“ aber nicht für unsere „Wir-Gruppe“. Während meine Entscheidungen und das Verhalten anderer Menschen bei uns vordergründig als Ausdruck unserer Individualität interpretiert werden, tendieren wir dazu, die gleichen Handlungen bei „Anderen“ mit der „kulturellen Brille“ zu deuten.

Das zweite Beispiel zeigt, wie positiv hervorgehobene Merkmale trotzdem rassistisch sein können, wie *Susan Arndt* erklärt: „Das mag gut gemeint sein, ist aber nicht positiv, sondern rassistisch. Denn in jeder dieser Aussagen steckt die Annahme, dass es menschliche Eigenschaften gebe, die sich körperlich manifestieren (...) Außerdem sagt jeder dieser Sätze dem angesprochenen Schwarzen:

Du bist anders, anders als ich. Wenn ich dich sehe, sehe ich alle Schwarzen. Ihr seid anders als wir, wir Weißen. Hier wird essentialisiert und Individualität negiert. Schwarze werden zur Projektionsfläche weißen Begehrens nach Fantasien, die mit rassistischem Wissen aufgeladen sind.“ (Arndt 2012, S. 75 f.)

Wir halten fest, dass Begriffe problematisch sein können, indem sie Differenzkategorien erschaffen und reproduzieren. Bei den oben aufgeführten Beispielen werden Differenzkonstruktionen über Kulturalisierung (Beispiel I) und Essentialisierung/Rassifizierung (Beispiel II) reproduziert.

### „Wer ist richtig Deutsch?“

Wie Kulturalisierung und Essentialisierung im pädagogischen Raum zum Ausdruck kommen, lässt sich anhand eines Beispiels aus der pädagogischen Praxis der *Bildungsstätte Anne Frank* zeigen. *Deborah Krieg* schildert den Fall: Eine Lehrkraft freute sich sehr darüber, dass wir einen Workshop zum Thema Migration anbieten konnten, der sich mit der jahrhundertealten Geschichte und Bedeutung von Migration für Stadtentwicklung und städtische Identität beschäftigte. Sie erzählte, dass in ihrer siebten Klasse fast alle Kinder einen Migrationshintergrund hätten. Es war ihr wichtig, Migration endlich einmal positiv zu behandeln, da die Kinder das Thema sonst häufig nur als problembehaftet erleben könnten. Unser Klassenbesuch wurde mit einer Vorstellungsrunde eröffnet. Die Lehrkraft fragte: „Wer von euch ist denn eigentlich Deutsch?“ Sie wollte die Heterogenität der Klasse positiv hervorheben und reagierte daher irritiert, als sich nahezu alle Schülerinnen und Schüler meldeten. Sie korrigierte sich und fragte noch einmal: „Ich meinte doch: richtig Deutsch!“ (Krieg 2015, S. 23)

## Es geht nicht um Schuldzuweisungen, sondern darum, Verantwortung für den eigenen Sprachgebrauch zu übernehmen.

Dass die Lehrkraft in diesem Praxisbeispiel niemanden bewusst ausschließen wollte, steht außer Frage. Dennoch: Einen Großteil der Gruppe hat sie auf diese Weise exkludiert. Wir halten fest: (1) Das Gegenteil von gut ist gut ge-

meint und (2) mit rassismussensibler Sprache geht es nicht allein darum, von problematischen Begriffen Abschied zu nehmen. Vor allem geht es darum nachzudenken, wie wir Identität und Kultur anders begreifen und verhandeln können. Wichtige Erkenntnis dabei ist, dass Rassismus nicht erst im Lager des Rechtsextremismus beginnt. Er wird vielmehr in der Alltagssprache bewusst und unbewusst reproduziert.

Um sprachliche Codes zu verstehen, ist die Geschichte von Sprache nicht wegzudenken. In der neuen Broschüre „Deutscher Kolonialismus – ein vergessenes Erbe?“ der *Bildungsstätte Anne Frank* zeigt *Susanne Heyn*, wie Begriffe, die heute alltäglich benutzt werden, ihre Wurzel in kolonialen Machtverhältnissen haben. Dabei verfolgten die kolonialen Machthaber hauptsächlich zwei Strategien: Zum einen führten sie neue Wörter ein, wie dies beim Begriff „Häuptling“ der Fall war. Zum anderen übertrugen sie bereits existierende, aber mit abwertenden Assoziationen belegte Begriffe, z. B. „Stamm“, auf kolonisierte Gesellschaften (vgl. Arndt/Hornscheidt 2004, S. 18 f.). Ziel war es, sich gegenüber der kolonisierten Bevölkerung abzugrenzen, diese abzuwerten und im Umkehrschluss die eigene Position aufzuwerten. Sprache war und ist demnach nicht einfach ein Abbild der Wirklichkeit, sondern sie trägt dazu bei, diese zu konstruieren. Sie ist ein struktureller Teil von Gesellschaft. Die im Kolonialismus geschaffenen Fremdbezeichnungen haben bis heute von ihrer rassistischen und diskriminierenden Bedeutung nichts verloren und tragen zur Verletzung von Menschen bei. Sie produzieren Ausschluss und Abwertung. Das Bewusstsein darüber wird von Person zu Person variieren und ist zudem von den Begriffen selbst abhängig. Während davon auszugehen ist, dass die diskriminierende Grundlage des N-Worts in der Regel bekannt ist, ist dies bei Wörtern wie „Indianer“ oder „Schwarzafrika“ seltener der Fall. Es ist also durchaus nicht leicht zu erkennen, welche Begriffe eine rassistische Geschichte und Gegenwart haben. Wichtig ist, dass es in einem notwendigen Reflexionsprozess nicht um Schuldzuweisungen geht, sondern darum, Verantwortung für den eigenen Sprachgebrauch zu übernehmen. Sprache ist nichts Fixiertes, sie kann vielmehr in einem gemeinsamen Prozess verändert werden. Sie ist zugleich in Machtverhältnisse eingebunden: Welche Begriffe werden benutzt, welche nicht? Wer entscheidet, welche verwendet werden und welche nicht? Für Menschen, die von Rassismus betroffen sind, kann Sprache ein Instrument des Widerstands und der Selbstbestimmung sein (vgl. Heyn 2015, S. 16).

→

### Von Sprachpolizisten und Tabubrechern

Nachdem wir uns Gedanken über diskriminierende und rassistische Aspekte im alltäglichen Sprachgebrauch gemacht haben, liegt nun das Augenmerk der weiteren Ausführungen darauf, die Debatte um rassismuskritische Sprache in den Medien und in der Alltagskommunikation zu skizzieren.



»Ich frage, wie du heißt und du, ob ich beschnitten bin.«

Wenn in der Presse Begriffe wie „Säuberungsaktion“ oder „Einsatzgruppen“ fallen, denkt man vielleicht nicht zuerst an die Diskussion um unsere Sprache, sondern eher an die geplanten und rational durchgeführten Massensterben während des Zweiten Weltkriegs. Als 2013 eine Debatte über rassismuskritische Sprache entflammte, haben sich aber Autoren von „taz“ bis „Fokus-Money“ nicht gescheut, von „politisch korrekten Einsatzgruppen“ (Frank 2013) und von sprachlichen „Säuberungsaktionen“ (Wolf 2013) zu schreiben. Der Auslöser der Debatte war eine Podiumsdiskussion unter dem Titel „Meine Damen und Herren, liebe N-Wörter und Innen“. Weil Schwarze Menschen im Publikum nicht bereit waren, das N-Wort aus einem historischen Text zum wiederholten Mal zu hören und anschließend den Saal verlassen hatten, wurden sie vom Moderator als „zwangsneurotisch und inquisitorisch“ (Yücel 2013) bezeichnet.

Dieser Vorfall ist insofern interessant, weil er uns auffordert, eine eigene Position in der Debatte zu finden. Um dies tun zu können, müssen wir uns im Klaren sein, worüber eigentlich gestritten wird. Geht es dabei wirklich um Meinungsfreiheit versus Zensur? Die Angst vor einer „politisch korrekten Sprachpolizei“ ist mindestens übertrieben, wenn nicht vorgetäuscht. Die Selbstinszenierung des Moderators als Tabu-Brecher erfolgte durch Provokation. Die wiederholte Verwendung des N-Worts ist als geplanter Affront aufzufassen. Die Verwendung von Zitaten aus historischen Quellen – es ging um eine Rede von Martin Luther King – ist der Versuch, diesen Affront zu legitimieren. Die Zitate werden nur als Vorwand genutzt, denn sie stehen in keinem inhaltlichen Zusammenhang zum eigentlichen Thema. Um das Fallbeispiel zu analysieren können wir versuchen, die Perspektive von Betroffenen vor Augen zu führen. *Grada Kilomba* gibt einen Einblick dazu: „Schwarze Deutsche werden alltäglich mit dem N-Wort beschimpft. Es hinterlässt psychologische Narben, die Ängste und Alpträume verursachen. Sie fühlen sich zutiefst verletzt, weil sie das Opfer rassistischer Unterdrückung geworden sind.“ (Kilomba 2009)

Bedeutet die Erwartung, Rücksicht auf Betroffene von Rassismus zu nehmen, zugleich ein Denk- und Sprechverbot? Ganz im Gegenteil. Sie fordert uns auf, immer kontextabhängig über Sinn und Unsinn von Begriffsverwendung zu reflektieren. Es gibt dazu auch keine einfachen Antworten, welche Begriffe erlaubt oder nicht erlaubt sind und wer überhaupt erlauben oder verbieten soll. Der mediale und wissenschaftliche Diskurs über Sprache und Sprechen findet allmählich seinen Einzug in Alltagsgespräche. Öfter sind alltägliche Gespräche darüber nicht weniger emotional als bei der zitierten Podiumsdiskussion. Es reicht, wenn im Gespräch auf die Schwierigkeit mit den Worten „Zigeunerschnitzel“ oder „N-küsse“ hingewiesen wird, um das Gegenüber zu verärgern/in die Defensive zu drängen. Man wehrt sich gegen vermeintliche Denkverbote und die Sprachpolizei. Man erklärt, diese Begriffe schon immer benutzt zu haben und dass sie nie rassistisch gemeint sind. Und nicht zuletzt wird die rhetorische Frage gestellt, ob es keine wichtigeren Problemen in unserer Welt gibt. Solche festgefahrenen Diskussionen in den Medien, in der Alltagssprache und in der Pädagogik sind nur im Ausnahmefall konstruktiv. Vielmehr scheinen sich dabei oft unbewusste rassistische Weltbilder und Projektionen zu verfestigen.

Bevor wir uns die Frage stellen, wie man in der Pädagogik eine Reflexion über eigene Sprachverwendung er-

möglichen kann, sollen zunächst die Widerstände und Abwehrstrategien dargelegt werden. Hier einige Beispiele aus eigenen (pädagogischen) Erfahrungen:

- *Inszenierte Naivität*: Es wird versucht, die Aufforderung nach sensibler Sprache ins Lächerliche zu ziehen und dabei ihre Legitimität abzusprechen: „Wenn man heute nicht mehr Zigeunerschnitzel sagen darf, wird es morgen auch verboten, von belgischen Waffeln zu sprechen.“
- *Dramatisierung/Überspitzung*: Es werden quasi Synonymbegriffe erfunden, die als politisch korrekt getarnt sind: „Ich bin von dem ganzen völlig überfordert. Soll ich jetzt stark pigmentiert, Maximalpigmentierter oder dunkelhäutige Mitbürger sagen?“
- *Paternalismus*: In beherrschendem Duktus wird man aufgeklärt, worin das Problem „wirklich“ liegt. Die Gruppe, die diskriminiert wird, hätte dazu nichts zu sagen: „Durch eine veränderte Sprache ändere sich nichts an der tatsächlichen Diskriminierung im Alltag. Ganz im Gegenteil, sie führt sogar zu einer Verschleierung von realer Diskriminierung.“
- *Bagatellisierung*: Unterschiede werden klein geredet. Es wird für eine „einfache“ und „verständliche“ Sprache plädiert: „Ob ich Zigeuner oder Sinti und Roma sage, das ist doch Wurscht!“
- *Normalisierung*: Unter dem Motto, was „immer“ war, ist auch gut und richtig: „Wir haben immer Negerküsse gesagt und es war nie rassistisch.“
- *Projektion*: Die minorisierte Gruppe wird als allmächtig inszeniert: „Man hat hierzulande inzwischen Angst, von der Sprachpolizei erwischt zu werden.“
- *Rechtfertigung*: Man wird in eine Komplizenschaft gezogen. Dabei wird angenommen, dass keine „Betroffene“ dabei ist: „Du weißt doch was ich meine.“
- *Umdrehung*: Mit sogenanntem positivem Rassismus werden problematische Begriffe rehabilitiert: „Farbige ist doch ein Kompliment.“
- *Absolution*: Man beruft sich auf eine/n Betroffene/n, der/die den Begriff selbst verwendet oder „erlaubt“. Daraus wird eine allgemeine Legitimität des Begriffes proklamiert: „Ich kenne aber eine Brasilianerin, die sich selber Mischling nennt.“

Diese unterschiedlichen Argumentationsmuster haben einiges gemeinsam: Mitglieder der privilegierten Gruppe beanspruchen für sich die Deutungshoheit über die Bezeichnung von minorisierten Gruppen. Mit der Selbst-

darstellung der Sprechenden als Opfer von „Sprech- und Denkverboten“ werden bestehende gesellschaftliche ungleiche Machtverhältnisse umgedreht: Der Privilegierte inszeniert sich als angegriffener Außenseiter.

### Und was tun?

Von den bisherigen Ausführungen lässt sich festhalten, dass die Thematisierung rassistischer Sprachverwendung an sich eine Herausforderung für die politische Bildungsarbeit darstellt. Was von Pädagoginnen und Pädagogen als Einladung zur gemeinsamen Reflexion über Begriffe und ihrer Geschichte gedacht war, wird oft von den Adressaten als Angriff auf ihre Integrität interpretiert, als ein Versuch, sie als Rassisten bloßzustellen. Für die pädagogische Auseinandersetzung gilt, die Abwehrstrategien nicht zu verurteilen, sondern ein Perspektivwechsel zu ermöglichen. Eine belehrende oder moralisierende Haltung ist dabei nicht zielführend. In der Broschüre „Weltbild Antisemitismus“ erarbeitete Tami Rickert aus der Praxiserfahrung der Bildungsstätte Anne Frank zum Umgang mit antise-



mitischen Stereotypen einige Empfehlungen, die man mit gewisser Vorsicht meines Erachtens auch zum Umgang mit anderen Formen von diskriminierender und rassistischer Sprache hinzuziehen kann: Bei der Analyse rassistischer →

Begriffe, Bilder und Stereotype sollte der Schutz derer, die von Rassismus betroffen sind, an erster Stelle stehen. Wichtig ist, dass auch sie sich bei der Analyse von Rassismus mit ihren Bedürfnissen berücksichtigt fühlen, und nicht das Gefühl haben, dass über ihre eigenen Verletzungen diskutiert wird und diese in Frage gestellt werden. Der Aspekt des Schutzes der Betroffenen sollte immer präsent sein – auch dann, wenn sich gerade keine Betroffenen im jeweiligen Raum befinden oder sie im Raum nicht wahrgenommen werden.

Daher ist es wichtig, in der Auseinandersetzung mit rassistischen Begriffen, Bildern und Stereotypen im pädagogischen Raum nicht die Frage zu stellen, ob etwas rassistisch ist, sondern zu fragen, was, d. h. welche Aspekte, welche Zeichen, welche Inhalte, an einem Zitat oder an einem Bild rassistisch oder diskriminierend sind und ob diese schwer oder leicht zu erkennen sind. Die Frage danach, *ob* etwas rassistisch ist, eröffnet den Raum dafür, über die Perspektiven, Gefühle und Verletzungen anderer zu spekulieren und diese dabei nicht ernst zu nehmen. Die Definitionsmacht darüber, *ob* eine rassistische Verletzung stattgefunden hat, sollten aber die Betroffenen besitzen. Die Frage danach, *was* an einem Zitat oder Bild rassistisch ist, eröffnet dagegen den Raum dafür, über das rassistische Argument zu diskutieren, zu fragen, wo Rassismus beginnt und was seine Struktur, Funktion und seine grundlegenden Elemente sind. Die Frage danach, ob diese schwer oder leicht zu erkennen sind, ermöglicht einen offenen Umgang damit, dass Rassismus bisweilen nicht leicht zu erkennen ist. Sie verhindert, dass Teilnehmerinnen und Teilnehmer sich aufgrund der Angst, die eigenen Äußerungen und Annahmen könnten vorschnell als rassistisch verdächtig und entlarvt werden, dem Thema verschließen. Dies erleichtert eine Beurteilung dessen, was Rassismus ist und wie er erkannt werden kann.

Wichtig ist bei dieser Auseinandersetzung auch die Sprache, die Pädagoginnen und Pädagogen und die Teilnehmer/-innen benutzen. Sie sollte zuschreibungssensibel sein und die Heterogenität des Lernraums berücksichtigen. Unterstützend für pädagogisch Handelnde wirkt dabei „die Entwicklung der Bereitschaft und Fähigkeit, eigene stillschweigende Annahmen über Teilnehmende zu überprüfen“ und ein Training „verschiedener Sprechweisen, die zuhörende Teilnehmende nicht ausschließen und die Personen, über die gesprochen wird, nicht reduzieren“ (Thimm/Kößler/Ulrich 2010, S. 144). Auch die Reflexion darüber, welche Aspekte und Informationen betont und welche ausgeklammert werden, ist dafür hilfreich. Schließ-

lich ist die Frage wichtig, wie rassistische Stereotype thematisiert werden. Die wichtigste Voraussetzung ist das Interesse an der Auseinandersetzung mit Rassismus. Ist dies nicht vorhanden, findet auch keine kritische Auseinandersetzung mit den stereotypen Bildern und Argumentationen statt. Es sollte genügend Zeit für die Dekonstruktion der rassistischen Stereotype vorhanden sein, sowie für die Auseinandersetzung mit deren Funktion, ihren Mechanismen und ihrer Entstehungsgeschichte. Wichtig dabei ist es, den gesellschaftlichen Kontext, in dem sie auftauchen, zu thematisieren.

Die Einbettung in die Beschäftigung mit Selbst- und Fremdbildern kann für die Problematik von Fremdschreibungen sensibilisieren. In der öffentlichen Auseinandersetzung um den Vorwurf des Rassismus wird häufig nicht das Problematische an der Äußerung, der Geste oder Handlung diskutiert – vor diesem Hintergrund ist es ganz besonders wichtig, dieselben Rituale nicht im pädagogischen Raum zu wiederholen. In der öffentlichen Auseinandersetzung sind Entschuldigungen bei denjenigen, die durch Rassismus gekränkt worden sind, kaum zu vernehmen. Vielmehr wird darüber diskutiert, ob der Vorwurf des Rassismus überhaupt berechtigt sei; oder die rassistische Äußerung wird relativiert, weil sie nicht so gemeint oder nicht so gesagt worden sei. Der öffentliche Umgang mit Rassismus hat also nicht die eigentlich nötige Auseinandersetzung mit Rassismus zum Gegenstand, sondern die Auseinandersetzung damit, dass die mit dem Rassismuskonfrontierte Person eigentlich gar nicht rassistisch sein kann und auf diese Weise jegliche Vorwürfe zurückgewiesen werden können (vgl. Ensinger 2012, S. 26 f.).

### Schlussbemerkung ohne Fazit

Das Kind beim Namen nennen heißt in der Bildungsarbeit: Enttabuisieren. Dass die Sprache sich ständig ändert, ist eine Tatsache, die immer im Verhältnis zu Trends und Ideologien steht. Die Behauptung, eine Selbstreflexion über diskriminierende und rassistische Aspekte sei ein Eingriff in die „natürliche“ Sprache, ist deswegen falsch. Vielmehr sind rassistische und diskriminierende Begriffe selbst ein ideologisches Konstrukt. Die Mittel der politischen Bildung gegen Ideologisierung, Dogmatismus und Moralisierung sind Selbstreflexion und Multiperspektivität. Es gilt der alte Beutelsbacher Konsens: Was in Wissenschaft und Politik kontrovers ist, muss auch in der politischen Bildung kontrovers verhandelt werden. Kontrovers diskutieren – ohne Überhöhung und mit Rücksicht auf Betroffene von Rassismus und Diskriminierung.



Zum Schluss möchte ich noch ein Gedicht von einem unbekanntem Autor zitieren, das mich bei meiner eigenen Selbstreflexion inspiriert hat:

*Wenn ich geboren werde bin ich schwarz.*

*Wenn ich aufwache bin ich schwarz.*

*Wenn ich friere bin ich schwarz.*

*Wenn mir warm ist bin ich schwarz.*

*Wenn mir schlecht ist bin ich schwarz.*

*Wenn ich sterbe bin ich schwarz.*

*Aber du ...*

*Wenn du geboren wirst bist du rosa.*

*Wenn du aufwächst bist du weiß.*

*Wenn du frierst bist du blau.*

*Wenn dir warm ist bist du rot.*

*Wenn dir schlecht ist bist du grün.*

*Wenn du stirbst bist du lila.*

*Und du nennst mich einen Farbigen?*

#### AUSSERSCHULISCHE BILDUNG 3/2015

#### Zum Autor



**Dr. phil. Meron Mendel** ist Erziehungswissenschaftler und Historiker mit den Schwerpunkten Migrationspädagogik und Menschenrechtsbildung. 2008–2010 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe Universität, Frankfurt am Main. Seit 2010 ist er Direktor der Bildungsstätte Anne Frank.

[mmendel@bs-anne-frank.de](mailto:mmendel@bs-anne-frank.de)

#### Literatur

**Arndt, Susan (2012):** Die 101 wichtigsten Fragen – Rassismus. München: C. H. Beck Verlag

**Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (2004):** „Worte können sein wie winzige Arsendosen.“ Rassismus in Gesellschaft und Sprache. In: Dies. (Hrsg.): Afrika und die deutsche Sprache. Münster: Unrast Verlag, S. 11–74

**Ensinger, Tami (2012):** Analyse von antisemitischen Bildern und Stereotypen. In: Ders. (Hrsg.): Weltbild Antisemitismus. Didaktische und methodische Empfehlungen für die pädagogische Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Frankfurt am Main: Bildungsstätte Anne Frank, S. 26–27

**Kilomba, Grada (2009):** Das N-Wort. In: [www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort](http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort) (Zugriff: 06.08.2015)

**Frank, Arno (2013):** Infantile Sprachmagie. In: taz vom 06.10.2013; [www.taz.de/Debatte-antirassistische-Sprache/15057830/](http://www.taz.de/Debatte-antirassistische-Sprache/15057830/) (Zugriff: 06.08.2015)

**Heyn, Susanne (2015):** WortGewalt – koloniale Fremdbezeichnungen in der Sprache. In: Dies./Mendel, Meron (Hrsg.): Deutscher Kolonialismus – Ein vergessenes Erbe? Frankfurt am Main: Bildungsstätte Anne Frank, S. 16–20 (im Erscheinen)

**Krieg, Deborah (2015):** Verhandlungen im postkolonialen Lernraum. In: Hyen, Susanne/Mendel, Meron (Hrsg.): Deutscher Kolonialismus – Ein vergessenes Erbe? Frankfurt am Main: Bildungsstätte Anne Frank, S. 22–27 (im Erscheinen)

**Sarma, Olivia (2012):** KulturKonzepte. Ein kritischer Diskussionsbeitrag für die interkulturelle Bildung. Frankfurt am Main: Amt für multikulturelle Angelegenheiten

**Thimm, Barbara/Kößler, Gottfried/Ulrich, Susanne (Hrsg.) (2010):** Verunsichernde Orte. Selbstverständnis und Weiterbildung in der Gedenkstättenpädagogik. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel Verlag

**Wolf, Thomas (2013):** Was darf man in Deutschland sagen – und was nicht? In: Focus-Money Magazin, Ausgabe Nr. 6, 2013; [www.focus.de/finanzen/news/tid-29319/political-correctness-klappe-zu\\_aid\\_911015.html](http://www.focus.de/finanzen/news/tid-29319/political-correctness-klappe-zu_aid_911015.html) (Zugriff: 06.08.2015)

**Yücel, Deniz (2013):** Liebe N-Wörter, ihr habt 'nen Knall. In: taz vom 22.04.2013; [www.taz.de/15068913/](http://www.taz.de/15068913/) (Zugriff: 06.08.2015)

Die in diesem Beitrag abgedruckten Postkarten entstammen der Postkartenkampagne „Alltagsrassismus“ des Antidiskriminierungsbüro Sachsen (ADB; [www.adb-sachsen.de/alltagsrassismus.html](http://www.adb-sachsen.de/alltagsrassismus.html)). Fotografien: Betty Pabst ([www.bettypabst.de](http://www.bettypabst.de))